



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Gedanken zur Atmosphäre der Toleranz

11.10.1992

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.50.15

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-31775](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-31775)

Gedanken zur Atmosphäre der Toleranz (zu Joh 4,1-14)

Es ist mir klar, daß man aus diesem wunderbaren Evangelium Tieferes und Bedeutenderes herauslesen kann als das, was ich jetzt versuche. Ich möchte nämlich bei der **Atmosphäre** dieses Gesprächs stehen bleiben.

Diese Atmosphäre unterscheidet sich grundsätzlich von der damals üblichen zwischen Juden und Samaritanern. Diese war seit Jahrhunderten vergiftet. "Samaritaner" war in der damaligen jüdischen Gesellschaft ein besonders schwerwiegendes Schimpfwort, und man hat es auch Jesus nachgerufen: "Sagen wir nicht mit Recht, daß du ein Samaritaner und von einem bösen Geist besessen bist?" heißt es einmal im Evangelium. Vielleicht war die Feindschaft deshalb so tief, weil es sich bei den beiden Völkern um Brüder handelte? Auch die Samaritaner waren Monotheisten, aber nach Meinung der Juden schlechtere. Sie anerkannten nur die 5 Bücher Mose, nicht aber die Propheten. Man hielt sie für Bastarde, und darum galten sie weniger als die Heiden. Daß Jesus in seinen Erzählungen den aussätzigen Samaritaner ebensogut abschneiden ließ wie den barmherzigen Samaritaner, war eine Provokation. Als Jesus die Jünger in ein samaritanisches Dorf sandte, um dort Quartier zu machen, und sie dort die zu erwartende scharfe Abfuhr erhielten, schlugen die beiden Donnerstöhne Johannes und Jakobus sofort einen himmlischen Napalmangriff vor: "Sollen wir nicht sagen, daß in Deinem Namen Feuer vom Himmel fallen soll?" Da wandte er sich um und verwies es ihnen (Lk 9,55). Die Römer, die ihr Reich sehr oft nach dem Grundsatz "divide et impera" regierten, machten sich diesen Haß politisch zunutze. Sie stellten mit Vorliebe Samaritaner bei jenen Truppen ein, die sich mit jüdischen Freiheitskämpfern in einem gnadenlosen Guerillakrieg herumschlugen. Der Bar-Kochba-Aufstand wurde vornehmlich von Samaritanern niedergeschlagen. Warum erzähle ich das alles?

Weil es mir um den Hintergrund dieses denkwürdigen Brunnengesprächs geht. Auf diesem Hintergrund hebt sich nämlich die so ganz andere Atmosphäre dieser Begegnung ab. Da bittet ein Jude eine Samaritanerin um Wasser. Normalerweise hätte man sich geschämt, einen Mann anzusprechen, geschweige denn eine Frau. Und noch dazu eine Frau mit Vergangenheit. Aber in diesem Gespräch schwingt kein Haß mit, keine Verachtung, nur einmal deutet Jesus an, daß die Samaritaner die große Hoffnung aus den Prophetenbüchern nicht so kennen, wie die Juden. Aber es gibt keinen Ton in diesem Gespräch, der die Menschen in Samaria vom Heil ausschliesse, oder diese Frau mit den Belastungen ihres Lebens. Christus kreiert hier einen Stil des Umgangs mit Menschen anderen Glaubens, der vollständig gegen den Zeitgeist und alle Konvention stand. In seinen Worten schwingt zarte Rücksicht mit, und ein Zugehn auf den anderen Menschen, und eine Bejahung jener Wahrheit, die in ihm ist, seiner Zukunft und seines Heils. Man fühlt in diesem Gespräch, wie der Heilswille Gottes das Gegenüber umfängt und umspielt, mit all der Geduld, die Menschen brauchen, besonders dann, wenn die Geschichte Wunden geschlagen hat.

Um diesen Geist der Toleranz, der hier vorgezeichnet ist, gab es in der Kirche einen langwierigen, mit vielen Rückschlägen ausgestatteten Lernprozeß, einen Weg, der von Blut und Tränen gezeichnet ist, von den Albigensern über die Hugenottenkriege und den Dreißigjährigen Krieg, und erst allmählich kommt es zu einer Toleranz - zunächst aus Staatsraison, dann motiviert aus einer aufklärerischen Indifferenz, eines Agnostizismus, der Offenbarungswahrheiten beiseiteschiebt. Innerkirchlich ist mit dem II. Vatikanum eine Toleranz aus Überzeugung aufgebrochen, die aus der Tiefe des Glaubens wächst.

Nicht nur eine "Duldung des Irrtums", sondern ein liebendes und manchmal lernendes Zugehn auf das Wahre, das im anderen ist.

Nicht nur eine Freiheit aus Staatsraison oder politischer Notwendigkeit, sondern aus Achtung der Würde der menschlichen Person.

Und heute, am Ende dieses Jahrhunderts ist so etwas wie die Kultur der Toleranz in unserem Land hier eine gewisse Selbstverständlichkeit geworden.

Die **K u l t u r** des Miteinander erfordert ein gewisses Maß an Einfühlung, ein Verstehen, ein behutsames Achten dessen, was dem anderen heilig ist, und wo er verletzbar ist. Es geht um einen Sprachstil des Nicht-Verhöhnens, des Nicht-Herabsetzens. Und es geht auch darum, daß man den verrosteten Stacheldraht, die Überreste einstigen Hasses und vergangener Fronten, aufrollt und beseitigt, weil rostiger Stacheldraht eben böse Verletzungen erzeugt. Auch die Affäre Anderl von Rinn war eine derartige Räumungsaktion rostigen Unrechts aus der Vergangenheit.

Mein großes Vorbild in der Schaffung dieser Kultur der Toleranz, die gar nichts mit der Aufgabe eigener Glaubensüberzeugungen zu tun hat, ist und bleibt Johannes XXIII. Er hat um die Wunden der Geschichte gewußt. Und so hat er z.B. gewußt, daß das tausendjährige Gebet für die "ungläubigen" Juden am Karfreitag zwar nicht beleidigend gemeint war, aber beleidigend empfunden wurde. Und darum hat er ein tausendjähriges Gebet für eine ganze Weltkirche geändert. Und er hat den nächsten Karfreitagsgottesdienst im Petersdom unterbrochen, als ein Würdenträger wieder begann, die alte Formel vorzulesen.

Das ist "Atmosphäre der Toleranz". Sie braucht beides - tiefen Glauben und viel Herz. Und sie ist menschliche **Kultur**. Und deshalb wehre ich mich dagegen, daß man Derbheit, Verletzung, Provokation im Bereich des eigentlich Heiligen als Kultur verkauft. Der Grobianismus in der religiös-geistigen Auseinandersetzung war immer der Vorbote von Schlimmeren. Und die Intention, beim anderen, sei er nun Katholik, evangelischer Christ, Muslim oder Jude "auszuprobieren", was er verträgt ist nicht ein Fortschritt, sondern Rückschritt, Regress in den Stil unseliger Zeiten. Aber wenn wir heute dagegen auftreten, müssen wir uns schon bewußt sein, daß wir selbst in der Kirche sehr lange gebraucht haben, bis wir eine gewisse Kultur der Toleranz angenommen haben.

Ihnen, liebe Freunde, möchte ich aber das ans Herz legen. Sie leben mit ihrem Glauben an einer Universität, die heute ein Spiegelbild vielfältiger religiöser, und weltanschaulicher Strömungen einer länderumspannenden pluralistischen Gesellschaft ist. Da brauchen Sie ihn, den Geist der Glaubenstiefe und der menschlichen Weite, und diese vornehme nicht verletzende Art des Zuehns auf den anderen, die Art, in der Christus gegen alle Vorbehalte seiner Gesellschaft mit der Samaritanerin gesprochen hat. Sie müssen sich um ihn mühen, um jenen Geist der die Begegnung am Brunnen von Sichem zeitlos verklärt hat.